

Verkaufsstellen: Quint, Marktstraße, Vogt, Heilmundstraße
Rathgeber, Moritzstr. 1, Sauter, Dranienbogerie, Dranienstraße 50
Hofmann, Adelheidsstraße 80, Weber, Kaiser Friedrichring 2, Groß
Goethestraße, Alte Adolfsallee.



Nr. 217.

Samstag, den 16. September 1905.

20. Jahrgang

Morsch.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Das kurze Wort machte einen tiefen Eindruck, und Joseph trat näher an den Alten heran.

„Dann will ich noch heute gehen, Jovers.“

„Ja“ sagte der Fischer, und über sein hartes scharfgeschnittenes Gesicht flog ein hellerer Schein — „wenn Sie das wollten, dann hätten Sie mir einen großen Gefallen. Ich habe Sie aufgenommen, weil ich dachte, daß die Lene ein Kind wäre, und nun ist sie es nicht mehr. Aber wir Friesen sehen nicht gern jemand vor die Thür, wenn er das Brot mit uns gegessen hat, und darum wird es mir sauer, von dieser Affäre zu reden. Ich höre aber, daß Sie ohnehin auf dem Sprung stehen, wie einer der die Flucht ergreifen will.“

Joseph blickte dem Fischer unsicher in das Gesicht, denn er wußte nicht, wo das hinauswollte. Wie alle Menschen, die durch ein Verhängnis gezwungen werden, ihren Weg mit zurückgewendetem Kopfe zu gehen — wie alle diese Unglücklichen war er von einem unendlichen Mißtrauen erfüllt und hörte bei dem Rauschen eines Blattes die Schritte der Verfolger.

Und nun redete dieser Mann von einer Flucht und er nahm wohl gar das Mädchen zum Vorwand, um den Geächteten von seiner Schwelle zu weisen — nur damit die Schergen nicht kämen und den Verbrecher unter seinem eigenen Dache festsetzten!

Da fuhr Rasmus Jovers fort — und er dämpfte seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern —:

„Ich weiß, wie das ist, wir von der Wasserlante sehen es draußen in den fremden Häfen. Da kriecht bei Nacht einer über die Verschanzung oder aus der Luke und gleitet fachte ins Wasser. Bis zum nächsten Schiff, mitten durch die Gattische hindurch. Und auf dem nächsten Schiffe nehmen sie ihn auf und verstaunen ihn unter Deck, bis die Hafenwache dagewesen ist. Das soll nicht sein, denn es ist gegen das Gesetz, aber sie thun es alle und helfen einander über. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß dahinten ein Boot liegt, womit einer auch bei Nacht über das Watt kommen kann — besser als zu Fuß, und wenn die Ebbe noch so tief steht. Es ist mein Boot und es soll mir nicht auf eine Nacht ankommen.“

Der Fischer wandte sich ab und ging ohne ein weiteres Wort zu seinen Netzen. Joseph aber blickte ihm nach und schüttelte den Kopf; er konnte nicht wissen, daß jener an das Heimweh dachte, und wie man einem sehnuchtskranken Menschen am besten über den lästigen Kontrakt hinweghilft — er begann aber langsam seine armseligen Sachen zusammenzukramen.

Und während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, gingen seine Augen durch das Fenster auf die Insel mit einem Ausbruch, der wirklich von einem geheimnisvollen Sehnen Zeugnis ablegte.

Die flüchtige Gestalt von Rasmus Jovers war verschwunden, aber tiefer unten, wo die Schafe weideten und wo der Wind in dem Schilf wühlte, kam Lenas schlanke Gestalt in einem grauen Morgenlicht herausgegangen, und der aufgewirbelte Sand der wandernden Düne flog über ihr Haupt hin und streu-

te sich wie Asche in ihr blondes Haar.

Die Badegäste in Westerland sagten an diesem Morgen, daß es heute sehr schön werden würde.

Sie kamen alle aus den Fesseln des alltäglichen Lebens, wo ein Tag dem andern gleicht, und sie mochten es nicht leiden, daß die heiße Sonne auf den Dünen sand schien und daß die Wellen so matt an den Strand kamen wie eine Dinerstunde oder ein Junfurthee.

Sie wollten gerne zerrissenes Wolkengefletter am Himmel haben und eine Sturmfluth, die ihnen ihre Sandburgen auseinanderpülte, so daß sie den Kampf um das Dasein im Kinderpiel darstellen konnten; und sie sagten, daß heute manch bunt bewimpelter Bau daran glauben müsse, besonders bei denen, die sich nahe am Strande angesiedelt hatten und nicht hoch oben bei der Wandelbahn in gesicherter Stellung.

Auch Senta dachte es, wie sie in den Vormittagsstunden am Fenster stand und auf die zahllosen Strandflaggen hinunter schaute, in denen der Wind wühlte, während die Möven darüberhin kreischten.

Sie wohnte in dem einzigen Hotel am Westerland, das hoch oben auf Dünen sand gebaut war, in „Miramare“, von dem erfahrene Leute sagten, daß es in zehn Jahren nicht mehr sein werde, weil die Winterfluth an seiner Grundfeste fraß.

Aber zehn Jahre sind in der schnelllebenden Gegenwart eine lange Zeit, und auch Frau Konsul Würzen — denn so stand sie noch in der Kurliste aufgeführt — würde froh gewesen sein, wenn sie mit dieser kleinen Ewigkeit in ihrer Existenz hätte rechnen können.

Sie wartete auf ihren Anwalt, der sich für den Vormittag angemeldet hatte, und eine kleine Falte zwischen den schöngeschwungenen dunklen Augenbrauen legte von ihrer Ungebild ein stummes Zeugnis ab.

Draußen im Bade mußte es jetzt wieder prächtig sein; heute kamen keine zimperlichen alten Jungfern, die vor jeder lieblosenden Welle zurückschreckten wie vor der Umarmung eines Mannes, heute fehlten auch die bleichsüchtigen Badfische und die ängstlichen Mütter — heute waren Weiber draußen, die es mit den Mägen aufnehmen an Schönheit und Kühnheit und an tollem Jauchzen.

Senta athmete tief, und die feinen Rosenflügel dehnten sich, wenn der Wind einen Sandstauer an das Fenster warf.

Freiheit! Freiheit!

Dr. Wangemann ließ sich endlich anmelden. Er kam in einem eleganten und fast koketten Strandanzug, aber er trug eine häßliche schwarze Lebermappe unter dem Arm, und Senta sagte, als sie ihm die Hand reichte:

„Gott sei Dank, lieber Doktor, daß Sie da sind; Gott sei Dank, wenn Sie wieder fort sind; ich habe ein kleines Frühstück aufsetzen lassen, vielleicht hilft uns das über den Graus der nächsten Stunde.“

Der Rechtsanwalt küßte galant die Hand der schönen Frau.

„Sie wissen, Herrin, es ist alles um die Freiheit dieser weissen Hand; man empfindet dabei seine eigenen Sklavensketten.“

„Das übrige schenke ich Ihnen. Wohne ich hier nicht hübsch?“

Dr. Wangemann blickte sich mit einem etwas bedenklichen Lächeln um.

„Tip top. Hotel Miramare, erste Etage nach Westen hinaus. Wird ein nettes Geld kosten.“

„Nicht soviel wie die Villa auf Harbestehude“, entgegnete Frau Margen und zuckte etwas geringschätzend die runden Schultern. „Nehmen Sie Platz, lieber Freund, und bedienen Sie sich — wir können das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

Sie nahmen am Frühstückstisch Platz und der Rechtsanwalt füllte zwei Gläser mit dem schweren alten Burgunder, die Senta extra für ihn hatte aufsetzen lassen.

„Die Villa auf Harbestehude“ — wiederholte er nachdenklich und ließ sein Glas mit dem der jungen Frau anklängen — „haben Sie in Ihrem Kattenest nicht mitunter Sehnsucht nach diesem Schmuckstückchen? Wie Sie hier wohnen, Frau Konsul, das läßt auf gewisse Neigungen schließen.“

„Zum August, nicht wahr? Ich will es nicht leugnen, Herr Doktor, das Kattenest, wie Sie meinen Strohzwitwenstich nennen, ist wirklich schauerhaft. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn das alte Gut eine Rathe wäre, ich wollte doch lieber allein darin wohnen, als mit ihm zusammen im goldenen Hause des Nero!“

„Und doch ist er eigentlich kein Nero, Frau Margen.“

„Wenn er es wäre, dann könnte man ihn vielleicht erträglich finden, entgegnete sie halbblau und stützte den Kopf in die Hand. Dieser römische Bluthund mit seinen Tollheiten war doch ein Räthsel, dessen Lösung über ein leere Stunde hinweghelfen könnte, aber der Mann, den ich noch immer meinen Mann nennen muß, wissen Sie, wer der ist?“

„Eine Maschine“ sagte Dr. Wangemann lächelnd.

„Jawohl, das ist das richtige Wort. Eine höchst korrekt und exakt gearbeitete Maschine, die man auseinandernehmen und bis auf die kleinste Schraube mathematisch erläutern kann. Sie geht wie ein Chronometer, und wenn man eine Stunde seines Lebens vergessen möchte, dann vegetiert sie von selbst. Neben mir nicht weiter davon!“

Der Rechtsanwalt lächelte nicht mehr, sondern streckte langsam die Hand nach der Waage aus.

„Es ist eigentlich jammer schade, gnädige Frau. Dieser Ehescheidungsprozeß dauert nun schon so lange, daß man fast an einen Widerstand des Himmels glauben möchte. Sie sind doch auch der Ueberzeugung, daß es unter den vielen zweifelhaften Himmeln wenigstens einen für die Ehe gibt?“

„Vorläufig glaube ich nur an die Hölle, Herr Doktor.“

„Gut, aber prüfen wir einmal, wie sich diese Hölle gestaltet. Daß sie kein Vermögen besitzen, darüber sind wir wohl vollkommen einig?“

„Ja. Ich lebe von dem, was der Konsul Margen mir nach den Gesetzen geben muß.“

„Nach Aufgabe seiner Millionen. Das ist bis auf weiteres die durch das Gericht festgesetzte Rente von zwölftausend Mark und der Ansz auf dem besagten Kattenest. Bis wann, Frau Konsul?“

„Vorläufig“ — entgegnete sie mit einer nervösen Bewegung des Kopfes. „Wenn man bei jedem Ding an den nächsten Tag denken will, würde kein Mensch seines Lebens froh werden. Schaffen Sie mir diesen Prozeß vom Halse, geben Sie mir die Freiheit der ärmsten Ruhmagd, und das andere wird sich alles finden!“

Dr. Wangemann schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sie überblicken noch gar nicht die Sachlage, meine Gnädigste. Wollen Sie mir gestatten, so trocken wir Ihre Gegenwart und dieser vortreffliche Wein es zulassen, den „Jall auseinanderzusetzen?“

Senta legte sich ergebend in die Sophaede zurück, und der Jurist begann nach einer kleinen Pause:

„Als Sie, Frau Konsul Margen, vor nunmehr fünf Jahren mit Ihrem jetzigen Gatten die Ehe schlossen, wurde zwischen Ihnen ein wechselseitiges „Testament unter Ehegatten“ errichtet, dessen Voraussetzung also selbstverständlich darin beruhte, daß die Grundlage dieser letztwilligen Verfügung, nämlich die Ehe, bis zu dem Tode des einen Gatten bestehen bliebe, während eine Scheidung die Nichtigkeit des Testaments zur Folge haben müßte. Ueber diesen Kardinalpunkt sind wir uns vollkommen klar, nicht wahr, meine Gnädigste?“

Senta nickte etwas zögernd.

„Sie haben das bis heute nur gelegentlich angedeutet, Herr Doktor, und ich selbst dachte, niemals ernsthaft darüber

nach. Aber Sie mögen wohl recht haben — fahren wir also fort!“

„In diesem Testament setzten die Eheleute Margen einander für den Fall, daß die Ehe kinderlos bleiben würde, gegenseitig zum Erben ein. Das war in meinen Augen eine durchaus gerechte und billige Bestimmung, denn Herr Konsul Margen legte in die eine Wagschale ein Vermögen von mehreren Millionen, in die andere Wagschale aber legte eine junge und schöne Frau ihre eigene Person. Ich betone diese Thatsache lediglich, um Herrn Konsul Margen gegen den Verdacht der Großmuth zu schützen, denn es kann nicht zweifelhaft sein, auf wessen Seite der größere Gewinn bei diesem Vertrage gemacht worden ist.“

Senta lächelte etwas müde.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, für das Kompliment. Ein Handel blieb es immer.“

„Wie alles im Leben,“ bestätigte der Anwalt erklöst. „Auch die Ehe ist im letzten Grunde ein Handel. Und darum werden Sie, Frau Margen, dereinst die Millionen ruhig hinnehmen können, wenn Sie auch anmerken werden, daß zu Ihrer Person eine Kleinigkeit beizufügen — ich meine das Herz.“

Die verhüllte Bismarck, welche in diesen Worten lag, entging der jungen Frau nicht. Sie blieb aber vollkommen gelassen und wartete schweigend, bis ihr Vetter abermals das Wort nahm.

„Wir rechnen mit Thatsachen und nicht mit Sentimentalitäten,“ sagte er nach einer Pause. „Eine Thatsache ist es aber, daß Herr Konsul Margen gegen Sie ein Ehescheidungsverfahren eingeleitet, und daß die erste Instanz nicht nur die Ehe geschieden, sondern sie, Frau Konsul, auch für den allein schuldigen Theil erklärt hat. Das war jedenfalls ungalt und es war vielleicht auch ungerecht; da aber wir beide, Sie und ich, nur mit dem letzten Faktor rechnen dürfen, und da wir die Aufzählung vertreten, daß dieses Urtheil thatsächlich auf einem Rechtsirrtum beruht, so haben wir dagegen Berufung eingelegt.“

„Ich verstehe Sie,“ sagte Senta bitter. Sie halten mich moralisch für schuldig.“

Dr. Wangemann machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin nicht Ihr Beichtvater, gnädige Frau, sondern lediglich Ihr Rechtsbeistand und selbstverständlich Ihr Freund. Als beides weise ich darauf hin, daß ein Urtheil, gegen welches Berufung eingelegt worden ist, nicht existiert, solange die Berufungsinstanz es nicht bestätigt hat. Das Berufungsgericht hat aber neue Beweise über den Klagegrund — jene angebliche Eheirrung — angeordnet und damit zu erkennen gegeben, daß es die Beweise des Vorderrichters nicht für ausreichend erachtet. Insbesondere hat es die Vernehmung dessen angeordnet, der am besten Auskunft zu geben vermag — Sie wissen, wen ich damit meine, Frau Konsul.“

„Joseph Richter“ — sagte Senta leise. „Er ist nicht aufzufinden, er hat mit seinem Freunde die Flucht ergriffen.“

„Leider — in unserem Sinne gesprochen. Es gibt wahrscheinlich nur einen, der den Aufenthaltsort Joseph Richters kennt, und dieser eine — Dr. Schubert — hält sich ebenfalls verborgen. Die Möglichkeit ist indessen gegeben, den letzteren aufzufinden. Würden Sie das wünschen, Frau Margen?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte die junge Frau und erhob sich unruhig von ihrem Sitz. „Wollen Sie nicht deutlicher sprechen?“

„Wenn Sie befehlen, muß ich es wohl. Was Dr. Schubert ausgesagt hat, wissen wir; das Gericht glaubt ihm nicht und verurtheilt ihn wegen Meineids; was er ausagen würde, wenn wir ihn nochmals vernehmen könnten, das ist vorauszu sehen; er hat seine Strafe weg und würde kein Jota an seinem Zeugniß ändern, aber die Worte eines wegen Meineids verurtheilten Mannes wiegen federleicht. Der andere“ — Dr. Wangemann machte eine Pause und erhob sich ebenfalls von seinem Platz. Er trat neben Senta an das Fenster und blickte hinaus.

Fortsetzung folgt.

Aus
unserm



Koch-
buch.

Liebe Schwester!

Heute sende ich Dir einen einfachen Speisezeittel. Deine Freundin, die Frau Rat, wird sich freuen, daß sie ihr Budget nicht zu belasten braucht. Wenn Du die Farben (Meerfarben)

nicht bekommen kann, so kann man auch einen anderen Weg einschlagen. Sie sind ebenso zu bereiten, wie die im Menü angegebenen Fische.

Bei uns gab es am vorigen Sonntag:

1. Geräucherte Würstchen, Brot und Butter.
2. Geräucherte Meerbarben à la Maitre d'hôtel.
3. Kalbschnitzel auf italienische Weise.
4. Karottensalat.
5. Blumenkohl nach polnischer Art.
6. Apfelfrüchte mit Orangen.

Zu den Barben wählt man recht frische Fische, welche nicht geschuppt und nicht ausgenommen werden. Man putzt sie nur sauber ab, beschneidet sie, und entfernt die Kiemen. In eine tiefe Schüssel gießt man zwei Eßlöffel Olivenöl und tut eine Messerspitze Salz, etwas Petersilienwurzel, eine abgeschälte und in Scheiben geschnittene Zitrone dazu. In diese Marinade werden die Fische einer nach dem andern gelegt, um etwa 20 Minuten darin zu bleiben. Während dieser Zeit wendet man die Meerbarben häufig um. Dann brät man sie am besten auf dem Grill, der gut mit Öl eingerieben ist, so daß sie an beiden Seiten eine goldgelbe Farbe annehmen; Dabei begießt man ab und zu mit Öl. Es gehört viel Aufmerksamkeit dazu, denn die Fische können leicht anbrennen. Dann tut man etwa 100 Gramm frische Butter in eine Pfanne, gibt etwas Salz, Pfeffer, einen Eßlöffel gewiegte Petersilie und den Saft einer Zitrone dazu und arbeitet alles gut durcheinander, am besten mit einer Gabel. Auf länglicher Schüssel angerichtet, werden die Fische mit Salz überstäubt, dann maskiert man sie mit zerlassener Butter, stellt sie noch einen Moment in den heißen Ofen und schickt sie schnell auf den Tisch.

Kalbschnitzel auf italienische Art. Aus einem derben Stück Kalbsfleisch schneidet man die Schnitzel, die etwa einen Daumen dick sein müssen. Wenn sie leicht geklopft sind, richtet man sie alle zu hübscher Form, salzt und pfeffert sie und würzt noch etwas mit Muskat. In zerlassene Butter getaucht, werden sie in geriebenem Weißbrot, welches mit fein geriebenem Parmesan- Käse gemischt ist, hin und her gewälzt, worauf man die Oberfläche mit einem Messer glättet. In einem Schnellbräter erhitzt man einige Eßlöffel Butter, die man an der Seite des Feuers hat zergehen lassen, legt die Schnitzel hinein und läßt sie auf beiden Seiten schnell auf scharfem Feuer schöne goldgelbe Farbe annehmen, um sie dann zur Seite zu stellen und langsam weich werden zu lassen. Dann läßt man in einer Kasserolle etwas Zwiebel, Schalotten, gewiegte Petersilie und Champignons dampfen; ein großes Glas Weißwein wird zugegossen, ein Bouquet aromatischer Kräuter, einige Pfefferkörner und etwas Salz hineingegeben und bis zur Hälfte zum Einkochen gebracht. Die Sauce wird mit Bouillon gemischt, durch ein Sieb getrieben, worauf zwei Eßlöffel Trüffeln, etwas magerer Speck und gekochte Champignons, die in feine Scheiben geschnitten werden, hinzugegeben werden. Beim Anrichten werden die Schnitzel kreuzförmig auf heißer Schüssel angerichtet, die Sauce wird in die Sauce gegossen und das Gericht mit Karottensalat auf die Tafel geschickt.

Der Blumenkohl nach polnischer Art. Der sauber gewaschene und etwas gewässerte Kohl wird in Salz- wasser weich gekocht und dann auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt. Dann wird er in eine tiefe Schüssel getan und leicht ausgebrückt. In die Pfanne getan, wird er mit fein gewiegter Petersilie und geriebenem Weißbrot überstreut. Dann schlägt man einige Eßlöffel Butter zu Sahne und begießt den Blumenkohl damit. Die Pfanne wird auf das Feuer gesetzt und das Gemüse muß einige Minuten braten. Dann glasiert man die Oberfläche, schüttet den Blumenkohl behutsam aus und gibt ihn in einer heißen Schüssel zu Tisch.

Wenn Du das Menü noch weiter vereinfachen willst, so gib nur:

1. Die Meerbarben;
2. Die Schnitzel auf italienische Weise;
3. den Blumenkohl;
4. Dessert.

Gutes Gelingen wünscht

Deine Cotte,



Chinesische Tugendpreise. Nicht nur in Frankreich gibt es einen Tugendpreis, sondern auch in China. Der Kaiser von China, der Sohn des Himmels, der Vater und Mutter aller seiner Untertanen ist, hat auch alle Entscheidung in moralischen Dingen über Wert und Unwert der Chinesen. Seine Macht erstreckt sich selbst auf die Gestorbenen und die Helden der Vergangenheit, und er kann heiligsprechen die Lebenden und die Toten. Ihm allein steht auch das Recht zu, die Tugend zu belohnen, und die geringste seiner Verleihungen ist ein Täfelchen, auf das all-

die Tugenden und die Verdienste des Verstorbenen aufgeschrieben sind. Dies Täfelchen ist ihm nicht nur gehalten, in keinem Hause aufzubewahren, sondern es darf auf einem öffentlichen Platz, auf einem Triumphbogen aus Holz errichten, dessen Dach das Täfelchen ist. Dies ist das allgemein schätzbare Denkmal seiner Tugend. Man meint vielleicht, daß die Armen die Mittel nicht immer dazu haben werden, solch einen Triumphbogen aufzurichten. Aber in China sind die Armen überhaupt nur selten tugendhaft, denn um die rechte Tugend zu erlangen, muß man die Sprache der Weisheit in den Büchern des Confucius und anderer Philosophen gelesen haben. Dazu muß man aber ein gelehrter Mann sein, und dann wird man Mandarin und macht sein Glück. Die höhere Auszeichnung besteht in einem Täfelchen, das von der Hand des Kaisers selbst geschrieben ist. Die höchste Auszeichnung des Tugendpreises verschafft dem glücklichen Besitzer auch den Titel eines Doktors und den Zutritt zur Akademie; dieses führt in China den poetischen Namen „der Wald der Pinsel“, was soviel heißt wie „der Wald der Federn“. Nicht nur die Tugend wird im Reiche der Mitte belohnt, sondern auch die Langlebigkeit und die Nachkommenschaft. So ist die höchste der Segnungen in China und das Zeichen des glücklichsten Alters, „fünf Generationen in einem Zimmer um sich zu vereinen“. Eine Frau in Kanton, die 1891 schon hundert Jahre alt war, bekam einen Tugendpreis, weil sie sechs Söhne, vierzig Enkelkinder, 121 Urenkel und zwei Urenkel aufweisen konnte. Doch der Tugendpreis ist in China auch auf billigere Weise zu erhalten. Wie man bei uns häufig durch große Wohlthatigkeiten einen Orden erlangen möchte, so genügen schon 1000, höchstens 3000 Taels, die man den Armen gibt, um ein gewöhnliches Täfelchen zu erhalten, und dann läßt man sich mit großem Prunk einen Triumphbogen aufrichten. Die Gemahlin Kung-Tschang, die Kaiserin, darin ist, erwirbt sich diese Ehre für eine solche Summe. Für 10 000 Taels, die den Armen gespendet werden, erhält man die zweitgrößte Auszeichnung, und der Kaiser adelt den Spender und seine Nachkommen bis in die dritte Generation. Für 20 000 Taels erhält man die Pfauenfeder, und damit beginnt man schon, die Staffel der höchsten Ehren zu ersteigen. So dient der Tugendpreis vielen reichen Leuten dazu, ihre Eitelkeit zu befriedigen, doch auch die Witwen, die dem gestorbenen Gatten durch Selbstmord in den Tod nachfolgen, erhalten nachträglich einen Tugendpreis.

Der Türke zu Hause. Bei der Aufmerksamkeit, die die Vorgänge auf dem Balkan in Anspruch nehmen, darf die Schilderung eines englischen Reisenden, der aus eigener Beobachtung den türkischen Bauern kennen und seine Tugenden schätzen gelernt hat, besonderes Interesse beanspruchen. Man wird den Tärken selten gerecht, schreibt er, weil man nicht viel über sie weiß; wenn man den türkischen Bauern beobachtet würde, der durch die Berührung mit dem Abscham der Zivilisation in Konstantinopel noch nicht befallen ist, so würden im Abendlande viele Erzählungen über ihn nicht so leichtgläubig aufgenommen werden. Natürlich hat auch der Türke seine Fehler; aber da von diesen so häufig die Rede ist, so mögen auch einmal seine Tugenden ausgehört werden. Durch das Leben des Tärken zieht sich von der Wiege bis zum Grabe wie ein goldener Faden die Religion. Er beobachtet unentwegt die strengen, von Mohammed gegebenen Vorschriften, in der sicheren und gewissen Hoffnung, daß sein Gehorsam im Paradiese belohnt wird. Dieser Glaube verleiht dem türkischen Bauern die einfache Würde, die sein Dasein oft so reizvoll macht. Er schämt sich seiner Religion nie. Zu den festgesetzten Stunden findet man gewissenhafte, ja andächtige Gebetstische in den Moscheen. Wenn die Gebetsstunde schlägt, während der Sultan einen Gesandten empfängt, so wird die Audienz so lange unterbrochen, bis der Sultan sein Gebet gesprochen hat. Eines Abends fuhr ich auf einem Dampfer, der mit Schafen beladen war, über das Marmarameer. Die Schäfer bildeten eine lange Reihe, und so knieten alle vor dem Allmächtigen auf einer Gebetmatte, die, nach Mekkaweisend, im Heck des Schiffes lag. Ich schämte mich wegen meines eigenen Erschlommens darüber, daß Männer etwas Derartiges tun konnten. Infolge seines unbefangenen Glaubens ist der türkische Bauer fleißig, mäßig und zufrieden. Allahs Wille ist es, daß er schwer arbeiten muß, um dem fargen Boden seinen Lebensunterhalt abzurufen; aber die Belohnung ist gewiß. Diese Gewißheit gibt dem arbeitenden Tärken seine Gelassenheit und das Gefühl seiner bewußten Überlegenheit. Es ist für ihn völlig sicher, daß er ein besserer Mann als sein christlicher Nachbar ist. Und doch ist er durchaus bescheiden. Der Prophet verlangt Reinlichkeit. Jeder religiösen Übung geht, wo das möglich ist, eine Waschung voraus, wie die Verbengungen wirklich Körperliche Übungen sind. Eines Tärken Haus ist sehr rein, in starkem Kontrast zu den Häusern der ihm gleichstehenden Griechen und Armenier. Seine Küche würde eine Holländerin befriedigen, seine Kessel sind immer gepuht. In den ländlichen Bezirken ist Mäßigkeit die Regel und nicht die Ausnahme. Selbst in den Städten brauchen die meisten Tärken spärlich Reizmittel. Treue, Geduld, Gehorsam, Mannesmut sind dem Tärken angeboren; darum sind die osmanischen Heere immer furchtbar, oft unüberwindlich gewesen. Selbst in christlichen Dörfern ist der „bekir“, der Dorfpolizeist, immer ein Türke; denn die Christen ziehen ihn als einen vertrauenswürdigen Beamten vor. Das häusliche Leben der Tärken der armen oder Mittelschichten ist oft

...wusste, ein einziges, prächtiges Kind, sein einziges Kind. Da es sehr dem Vater ähnlich war, liebte ihn etwas zu den Zehnmalen. Er meinte bitterlich: „Als wir ihm die üblichen Erbsen- und Pöckelgaben, die er uns gab, das ist es nicht. Ich denke an mein armes Weib. Wie kann sie es jemals ertragen?“ Einmal lud mich ein Pascha zu sich ins Haus. Nachdem wir uns zum Kaffee und Rauchen niedergelassen hatten, öffnete sich die Tür, und ein ernster kleiner Junge trat an der Hand seiner noch ernstern Schwester ein. Nachdem die üblichen Salams ausgetauscht waren, führten die Kinder auf den Vater ein. Der Knabe zog die Uhr heraus und öffnete sie, das Mädchen machte eine Kränze auf ihres Vaters Bart. Aber am lärmendsten und heitersten war der Vater. Diese Vorfälle sind typisch, wie man mir sagte, aber das häusliche Leben in der Türkei ist so abgeschlossen, daß man selten davon erfährt. In der Gastfreundschaft übertreffen die Türken alle anderen Völker. Bei Reisen ins Innere bieten einem die Wachen ein Gericht aus ihrer rohen Feldküche an. Einst war ich bei einem hohen Hofbeamten zum Frühstück gebeten. Er trank Wein, und ich hatte von dem seltenen und köstlichen Rheinwein gehört, den er uns vorsetzen würde. An jenem Tage war auch ein fanatischer Priester da, so daß der gute Pascha keinen Wein trank; aber für seine Gastgebe gab es zwei Kränze des köstlichen Weines; als wir ihn lobten, sagte er traurig: „Es sind meine letzten Gläser.“ Wer würde sonst noch einem Fremden, der ihn gelegentlich besucht, seinen besten Wein geopfert haben? Ich habe mit Türken, die keine Beamten waren, geschäftlich viel zu tun gehabt und niemals jemand getroffen, der sein Wort gebrochen oder etwas wie Gaunertüftelei versucht hätte. Und die Beamten sind nicht halb so korrupt, wie man gewöhnlich glaubt. Vatschisch ist natürlich üblich, aber wer eben das Vatschischgeben als landesüblichen Brauch ansieht und nicht extravagant gibt, wird niemals im Stich gelassen werden.



Wasserspiegelungen. Die Spiegelbilder im Meer. Flüsse und Seen haben eine bedeutende Anziehungskraft auf das Auge des Menschen, und ihr Studium hat auch einen besonderen Reiz, denn erstens führt es uns in die freie Natur, zweitens bietet es uns Effekte von oft überraschender Schönheit, und schließlich können die Beobachtungen meist nach wenigen Grundsätzen erklärt werden. Ein tüchtiger Naturforscher, der Engländer Pollock, hat ein prachtvolles Werk über Licht und Wasser veröffentlicht, das eine Untersuchung über die Spiegelungen und Farben in Flüssen, Seen und im Meer enthält und nicht nur von großem wissenschaftlichen Interesse, sondern auch von hervorragendem künstlerischen Wert ist. Das behandelte Gebiet ist eigentlich ganz neu in der Literatur, denn mit Ausnahme einiger Stellen in den Werken von Ruskin dürfte kaum etwas über diesen Gegenstand geschrieben worden sein. Der Zweck des Werkes ist eigentlich, Künstlern in ihrem Studium der Natur Anregung und Unterstützung zu geben, aber jeder Naturfreund und jeder Naturforscher wird daraus Belehrung schöpfen. Um die Spiegelungen im Wasser genau zu beobachten, ist eine Art von wissenschaftlichem Verfahren unerlässlich. Sogar in stillem Wasser fallen diese Spiegelungen anders aus, als sie der ungeübte Beobachter erwarten würde. Die Spiegelung ist im allgemeinen allerdings ein Gegenstück zu dem eigentlichen Gegenstand, nicht selten aber bietet sie einen ganz verschiedenen Anblick. Eine der auffälligsten Erscheinungen ist die Spiegelung eines Regenbogens in einem See, die einen ganz anderen Bogen erblicken läßt, als den durch das Auge direkt beobachteten. Noch verwickelter werden die Eigenschaften der Spiegelbilder in bewegtem Wasser. Ohne eine Spur von wissenschaftlicher Erziehung wird ein Künstler darin kaum eine naturgetreue Auffassung gewinnen und eine entsprechende bildliche Darstellung wiedergeben können. Diese Spiegelungen erfahren nämlich in jedem Augenblick Veränderungen, zu denen man eine Art von Schlüssel haben muß, ohne den sich unharmonische Wirkungen im Bilde nicht vermeiden lassen. Pollock zeigt an trefflichen Photographien, daß bei bewegtem, aber auch bei stillem Wasser die Einzelheiten des Spiegelbildes sich mit den Gegenständen auf und über der Erdoberfläche, also mit den Bergen, Wäldern und Wolken, auf den ersten Blick oft gar nicht zusammenreimen lassen. Auf einer dieser Photographien beispielsweise ist zu bemerken, daß sich der Turm einer Kirche im Spiegelbild des dichtbenachbarten Sees wiederfindet, das Gebäude der Kirche aber nicht, und ebenso wenig der hügelige, waldbewachsene Hintergrund. Der schwierigste Teil solcher Untersuchungen ist die Beobachtung der Farben in den Spiegelbildern. Man kann überhaupt nicht voraussagen, welche Veränderungen die natürlichen Farben des Himmels, der Bäume, der Berge und anderer Gegenstände in einem Gewässer erleiden werden. Die tatsächliche Farbe des Wassers ist zum Teil abhängig von dem auf seine Oberfläche fallenden und von ihr zurückgeworfenen Licht, teilweise von dem durch kleine auf dem Wasser schwimmende Teilchen verstreuten Licht, teilweise von der eigentlichen Farbe des Wassers selbst, teilweise von der Farbe der Steine, des Sandes oder des Schlammes auf dem Boden des Gewässers, endlich von den vorhandenen Gegenständen der Farbenverteilung in der Umgebung. Namentlich am Meeresufer lassen sich bekanntlich die wunderbarsten und mannigfaltigsten Beobachtungen darüber anstellen. Ueber die Entstehung der verschiedenen Farben der Gewässer hat übrigens auch die Wissenschaft noch sehr viele Fragen zu stellen.



Die Kinderzucht im alten Frankreich. „Hast du deine Kinder lieb, so züchtige sie!“ Es gab eine Zeit, wo man dieses Wort der Bibel so auffaßte, als sei eine Erziehung ohne Stock, Peitschen oder Rutenschnur unmöglich, weshalb denn auch im Mittelalter die körperliche Züchtigung nicht allein als Strafe, sondern auch als Vorbeugungs- und Anregungsmittel für die Jugend an der Tagesordnung war. Namentlich das alte Frankreich konnte sich dieses Brauches rühmen. Es gab dort Schulen, deren Zöglinge grundsätzlich jeden Sonnabend geprügelt wurden, und ein Pariser Geschichtsschreiber sagt, der einzige Unterschied zwischen der Erziehung des 14. und 15. Jahrhunderts bestünde darin, daß in diesem die Peitsche um ein Drittel länger sei als in jenem. Aus einer Beschreibung der Hausordnung im Collège von Montaigu, das nur Söhne aus vornehmen Familien aufnahm, geht hervor, daß die Schüler dieser Anstalt zweimal am Tage geküßt wurden. Man schien der Ansicht zu halben, daß die Arbeit eine Last sei, daß man nur durch Zwang etwas lernen könne, und daß der Unterricht, um wirksam zu sein, seine Schreckenstheile haben müsse. Aber nicht allein in der Schule, sondern auch zu Hause wurde kräftig geprügelt, und junge Herren und Damen der höheren Stände, ja Prinzen von Geblüt kamen bis ins 18. Jahrhundert an häufigen körperlichen Züchtigungen nicht vorbei. Margarete von Valois, die Gemahlin Heinrichs IV., gesteht in ihren Memoiren, ihre Kenntnisse des Griechischen und Lateinischen nur dem Umstande zu verdanken, daß sie „wie ein Mann“ geprügelt worden sei. Ihr Gemahl schrieb an die Erzieherin des Dauphins, Frau de Montglas: „Ich habe als Kind viele Schläge bekommen und befehle Ihnen, meinen Sohn jedesmal zu prägen, wenn er halbsüchtig ist oder etwas Böses tun sollte.“ Der spätere König Ludwig XIII. brachte sich denn auch über Mangel an Hieben nicht zu beklagen. Es besaß noch ein Verzeichnis sämtlicher Strafen, die er bis zu seinem 15. Lebensjahre erhalten hat. Die Liste beginnt mit folgender Eintragung: „Am 9. Oktober 1603 zeigte sich Monseigneur, als er um 8 Uhr geweckt wurde, eigensinnig und wurde geprügelt.“ Monseigneur zählte damals 2½ Jahre. Aus dem Verzeichnis ergibt sich des weiteren, daß der Dauphin in der Folge jeden Monat zweimal viermal seine Bekanntschaft mit dem Stock erneuerte, u. a. noch am 22. Mai 1610, also 12 Tage nach seiner Proklamierung zum Könige. Ludwig XV. ging es als Dauphin nicht besser, wie daraus hervorgeht, daß Frau de Caylus, durch die Leiden des Prinzen gerührt, die Marquise von Maintenon schriftlich bat, ihm „die allzu häufigen und allzu heftigen Rutenschnüre zu ersparen“. Jede Schule besaß zu damaliger Zeit mehrere Werkzeuge zur körperlichen Züchtigung. Bald wurde die wirkliche Peitsche, bald die Weiden-, bald Lederrote angewandt. Für die Züchtigung bestanden besondere Vorschriften. Schläge ins Gesicht, Knie und andere Gewaltthatigkeiten waren verboten. Aber man kam auch auf dem erlaubten Wege weit genug. So erzählt Saint-Simon, daß der junge Herzog von Vauflours infolge einer Züchtigung nach vier Tagen starb.

Die Stednadel.

Wer vermöchte wohl immer die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen zu erkennen?

Vor dreißig Jahren ging ein armer Knabe eines Tages zur Schule und sah vor sich auf dem Pflaster eine Stednadel liegen. Er blieb stehen, nahm die Nadel vom Boden auf und steckte sie vorsichtig und sorgfältig an seine Bluse.

Ein reicher Mann, der zufällig vorüberging, hatte das Um des Jungen beobachtet. Es hatte einen starken Eindruck auf ihn gemacht. Er ließ den Knaben ausbilden, nahm ihn in sein Bankgeschäft und nach einigen Jahren adoptierte er ihn.

Der Bursche, früher arm wie eine Kirchenmaus, ist heute ein vielfacher Millionär. Vor einigen Tagen erhob er an seiner Kasse zu seinem persönlichen Gebrauch zwanzigtausend Mark und schenkte sie seinem früheren Schullehrer, der im Kampf ums Dasein keinen Erfolg gehabt hatte.

„Alles, was ich heute besitze“, sagte er, „verdanke ich Ihnen, Herr Lehrer.“

„Wieso?“ fragte dieser erstaunt. „Ich verstehe nicht recht.“

„Die Sache ist sehr einfach“, antwortete der Multimillionär. „Wenn ich Sie vor dreißig Jahren in der Schule nicht so gehäßt hätte, würde ich niemals die Stednadel aufgehoben haben. Ich hatte die Absicht, sie Ihnen in den Stuhl zu stecken, mit der Spitze nach oben.“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.



Nr. 217.

Samstag, den 16. September 1905.

20. Jahrgang

Morsich.

Roman von Friedrich Jacobien.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Das kurze Wort machte einen tiefen Eindruck, und Joseph trat näher an den Alten heran.

„Dann will ich noch heute gehen, Jovers.“

„Ja“ sagte der Fischer, und über sein hartes scharfgeschnittenes Gesicht flog ein hellerer Schein — „wenn Sie das wollten, dann hätten Sie mir einen großen Gefallen. Ich habe Sie aufgenommen, weil ich dachte, daß die Lene ein Kind wäre, und nun ist sie es nicht mehr. Aber wir Friesen sehen nicht gern jemand vor die Thür, wenn er das Brot mit uns gegessen hat, und darum wird es mir sauer, von dieser Affäre zu reden. Ich höre aber, daß Sie ohnehin auf dem Sprung stehen, wie einer der die Flucht ergreifen will.“

Joseph blickte dem Fischer unsicher in das Gesicht, denn er wußte nicht, wo das hinauswollte. Wie alle Menschen, die durch ein Verhängnis gezwungen werden, ihren Weg mit zurückgewendetem Kopfe zu gehen — wie alle diese Unglücklichen war er von einem unendlichen Mißtrauen erfüllt und hörte bei dem Rauschen eines Blattes die Schritte der Verfolger.

Und nun redete dieser Mann von einer Flucht und er nahm wohl gar das Mädchen zum Vorwand, um den Geächteten von seiner Schwelle zu weisen — nur damit die Schergen nicht kämen und den Verbrecher unter seinem eigenen Dache festsetzten!

Da fuhr Rasmus Jovers fort — und er dämpfte seine Stimme zu einem vertraulichen Flüstern —:

„Ich weiß, wie das ist, wir von der Wasserlante sehen es draußen in den fremden Häfen. Da kriecht bei Nacht einer über die Verschanzung oder aus der Luke und gleitet fachte ins Wasser. Bis zum nächsten Schiff, mitten durch die Gattische hindurch. Und auf dem nächsten Schiffe nehmen sie ihn auf und verstauben ihn unter Deck, bis die Hafenwache dagewesen ist. Das soll nicht sein, denn es ist gegen das Gesetz, aber sie thun es alle und helfen einander über. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß dahinten ein Boot liegt, womit einer auch bei Nacht über das Watt kommen kann — besser als zu Fuß, und wenn die Ebbe noch so tief steht. Es ist mein Boot und es soll mir nicht auf eine Nacht ankommen.“

Der Fischer wandte sich ab und ging ohne ein weiteres Wort zu seinen Netzen. Joseph aber blickte ihm nach und schüttelte den Kopf; er konnte nicht wissen, daß jener an das Heimweh dachte, und wie man einem sehnuchtskranken Menschen am besten über den lästigen Kontrakt hinweghilft — er begann aber langsam seine armseligen Sachen zusammenzukramen.

Und während er mit dieser Arbeit beschäftigt war, gingen seine Augen durch das Fenster auf die Insel mit einem Ausbruch, der wirklich von einem geheimnisvollen Sehnen Zeugnis ablegte.

Die flüchtige Gestalt von Rasmus Jovers war verschwunden, aber tiefer unten, wo die Schafe weideten und wo der Wind in dem Schilf wühlte, kam Lenas schlanke Gestalt in einem grauen Morgenlicht herausgegangen, und der aufgewirbelte Sand der wandernden Düne flog über ihr Haupt hin und streu-

te sich wie Asche in ihr blondes Haar.

Die Badegäste in Westerland sagten an diesem Morgen, daß es heute sehr schön werden würde.

Sie kamen alle aus den Fesseln des alltäglichen Lebens, wo ein Tag dem andern gleicht, und sie mochten es nicht leiden, daß die heiße Sonne auf den Dünen sand schien und daß die Wellen so matt an den Strand kamen wie eine Dinerstunde oder ein Junfurthee.

Sie wollten gerne zerrissenes Wolkengefletter am Himmel haben und eine Sturmfluth, die ihnen ihre Sandburgen auseinanderpülte, so daß sie den Kampf um das Dasein im Kinderpiel darstellen konnten; und sie sagten, daß heute manch bunt bewimpelter Bau daran glauben müsse, besonders bei denen, die sich nahe am Strande angesiedelt hatten und nicht hoch oben bei der Wandelbahn in gesicherter Stellung.

Auch Senta dachte es, wie sie in den Vormittagsstunden am Fenster stand und auf die zahllosen Strandflaggen hinunter schaute, in denen der Wind wühlte, während die Möven darüberhin kreischten.

Sie wohnte in dem einzigen Hotel am Westerland, das hoch oben auf Dünen sand gebaut war, in „Miramare“, von dem erfahrene Leute sagten, daß es in zehn Jahren nicht mehr sein werde, weil die Winterfluth an seiner Grundfeste fraß.

Aber zehn Jahre sind in der schnelllebenden Gegenwart eine lange Zeit, und auch Frau Konsul Würzen — denn so stand sie noch in der Kurliste aufgeführt — würde froh gewesen sein, wenn sie mit dieser kleinen Ewigkeit in ihrer Existenz hätte rechnen können.

Sie wartete auf ihren Anwalt, der sich für den Vormittag angemeldet hatte, und eine kleine Falte zwischen den schöngeschwungenen dunklen Augenbrauen legte von ihrer Ungebuld ein stummes Zeugnis ab.

Draußen im Bade mußte es jetzt wieder prächtig sein; heute kamen keine zimperlischen alten Jungfern, die vor jeder lieblosenden Welle zurückschreckten wie vor der Umarmung eines Mannes, heute fehlten auch die bleichsüchtigen Badfische und die ängstlichen Mütter — heute waren Weiber draußen, die es mit den Mägen aufnehmen an Schönheit und Kühnheit und an tollem Jauchzen.

Senta athmete tief, und die feinen Rosenflügel dehnten sich, wenn der Wind einen Sandstauer an das Fenster warf.

Freiheit! Freiheit!

Dr. Wangemann ließ sich endlich anmelden. Er kam in einem eleganten und fast koketten Strandanzug, aber er trug eine häßliche schwarze Lebermappe unter dem Arm, und Senta sagte, als sie ihm die Hand reichte:

„Gott sei Dank, lieber Doktor, daß Sie da sind; Gott sei Dank, wenn Sie wieder fort sind; ich habe ein kleines Frühstück aufsetzen lassen, vielleicht hilft uns das über den Graus der nächsten Stunde.“

Der Rechtsanwalt küßte galant die Hand der schönen Frau.

„Sie wissen, Herrin, es ist alles um die Freiheit dieser weissen Hand; man empfindet dabei seine eigenen Sklavensketten.“

„Das übrige schenke ich Ihnen. Wohne ich hier nicht hübsch?“

Dr. Wangemann blickte sich mit einem etwas bedenklichen Lächeln um.

„Tip top. Hotel Miramare, erste Etage nach Westen hinaus. Wird ein nettes Geld kosten.“

„Nicht soviel wie die Villa auf Harbestehude“, entgegnete Frau Margen und zuckte etwas geringschätzend die runden Schultern. „Nehmen Sie Platz, lieber Freund, und bedienen Sie sich — wir können das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.“

Sie nahmen am Frühstückstisch Platz und der Rechtsanwalt füllte zwei Gläser mit dem schweren alten Burgunder, die Senta extra für ihn hatte aufsetzen lassen.

„Die Villa auf Harbestehude“ — wiederholte er nachdenklich und ließ sein Glas mit dem der jungen Frau anklängen — „haben Sie in Ihrem Kattenest nicht mitunter Sehnsucht nach diesem Schmuckstückchen? Wie Sie hier wohnen, Frau Konsul, das läßt auf gewisse Neigungen schließen.“

„Zum Argus, nicht wahr? Ich will es nicht leugnen, Herr Doktor, das Kattenest, wie Sie meinen Strohzwitwenstich nennen, ist wirklich schauerhaft. Aber ich gebe Ihnen die Versicherung, wenn das alte Gut eine Rathe wäre, ich wollte doch lieber allein darin wohnen, als mit ihm zusammen im goldenen Hause des Nero!“

„Und doch ist er eigentlich kein Nero, Frau Margen.“

„Wenn er es wäre, dann könnte man ihn vielleicht erträglich finden, entgegnete sie halbblau und stützte den Kopf in die Hand. Dieser römische Bluthund mit seinen Tollheiten war doch ein Räthsel, dessen Lösung über ein leere Stunde hinweghelfen könnte, aber der Mann, den ich noch immer meinen Mann nennen muß, wissen Sie, wer der ist?“

„Eine Maschine“ sagte Dr. Wangemann lächelnd.

„Jawohl, das ist das richtige Wort. Eine höchst korrekt und exakt gearbeitete Maschine, die man auseinandernehmen und bis auf die kleinste Schraube mathematisch erläutern kann. Sie geht wie ein Chronometer, und wenn man eine Stunde seines Lebens vergessen möchte, dann vegetiert sie von selbst. Neben mir nicht weiter davon!“

Der Rechtsanwalt lächelte nicht mehr, sondern streckte langsam die Hand nach der Waage aus.

„Es ist eigentlich jammer schade, gnädige Frau. Dieser Ehescheidungsprozeß dauert nun schon so lange, daß man fast an einen Widerstand des Himmels glauben möchte. Sie sind doch auch der Ueberzeugung, daß es unter den vielen zweifelhaften Himmeln wenigstens einen für die Ehe gibt?“

„Vorläufig glaube ich nur an die Hölle, Herr Doktor.“

„Gut, aber prüfen wir einmal, wie sich diese Hölle gestaltet. Daß sie kein Vermögen besitzt, darüber sind wir wohl vollkommen einig?“

„Ja. Ich lebe von dem, was der Konsul Margen mir nach den Gesetzen geben muß.“

„Nach Aufgabe seiner Millionen. Das ist bis auf weiteres die durch das Gericht festgesetzte Rente von zwölftausend Mark und der Ansz auf dem besagten Kattenest. Bis wann, Frau Konsul?“

„Vorläufig“ — entgegnete sie mit einer nervösen Bewegung des Kopfes. „Wenn man bei jedem Ding an den nächsten Tag denken will, würde kein Mensch seines Lebens froh werden. Schaffen Sie mir diesen Prozeß vom Halse, geben Sie mir die Freiheit der ärmsten Ruhmagd, und das andere wird sich alles finden!“

Dr. Wangemann schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Sie überblicken noch gar nicht die Sachlage, meine Gnädigste. Wollen Sie mir gestatten, so trocken wir Ihre Gegenwart und dieser vortreffliche Wein es zulassen, den „Jall auseinanderzusetzen?“

Senta legte sich ergebend in die Sophaecke zurück, und der Jurist begann nach einer kleinen Pause:

„Als Sie, Frau Konsul Margen, vor nunmehr fünf Jahren mit Ihrem jetzigen Gatten die Ehe schlossen, wurde zwischen Ihnen ein wechselseitiges „Testament unter Ehegatten“ errichtet, dessen Voraussetzung also selbstverständlich darin beruhte, daß die Grundlage dieser letztwilligen Verfügung, nämlich die Ehe, bis zu dem Tode des einen Gatten bestehen bliebe, während eine Scheidung die Nichtigkeit des Testaments zur Folge haben müßte. Ueber diesen Kardinalpunkt sind wir uns vollkommen klar, nicht wahr, meine Gnädigste?“

Senta nickte etwas zögernd.

„Sie haben das bis heute nur gelegentlich angedeutet, Herr Doktor, und ich selbst dachte, niemals ernsthaft darüber

nach. Aber Sie mögen wohl recht haben — fahren wir also fort!“

„In diesem Testament setzten die Eheleute Margen einander für den Fall, daß die Ehe kinderlos bleiben würde, gegenseitig zum Erben ein. Das war in meinen Augen eine durchaus gerechte und billige Bestimmung, denn Herr Konsul Margen legte in die eine Wagschale ein Vermögen von mehreren Millionen, in die andere Wagschale aber legte eine junge und schöne Frau ihre eigene Person. Ich betone diese Thatsache lediglich, um Herrn Konsul Margen gegen den Verdacht der Großmuth zu schützen, denn es kann nicht zweifelhaft sein, auf wessen Seite der größere Gewinn bei diesem Vertrage gemacht worden ist.“

Senta lächelte etwas müde.

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, für das Kompliment. Ein Handel blieb es immer.“

„Wie alles im Leben,“ bestätigte der Anwalt erklöst. „Auch die Ehe ist im letzten Grunde ein Handel. Und darum werden Sie, Frau Margen, dereinst die Millionen ruhig hinnehmen können, wenn Sie auch anmerken werden, daß zu Ihrer Person eine Kleinigkeit beizufügen — ich meine das Herz.“

Die verhüllte Bzuit, welche in diesen Worten lag, entging der jungen Frau nicht. Sie blieb aber vollkommen gelassen und wartete schweigend, bis ihr Vett abermals das Wort nahm.

„Wir rechnen mit Thatsachen und nicht mit Sentimentalitäten,“ sagte er nach einer Pause. „Eine Thatsache ist es aber, daß Herr Konsul Margen gegen Sie ein Ehescheidungsverfahren eingeleitet, und daß die erste Instanz nicht nur die Ehe geschieden, sondern sie, Frau Konsul, auch für den allein schuldigen Theil erklärt hat. Das war jedenfalls ungaltant und es war vielleicht auch ungerecht; da aber wir beide, Sie und ich, nur mit dem letzten Faktor rechnen dürfen, und da wir die Aufzählung vertreten, daß dieses Urtheil thatsächlich auf einem Rechtsirrtum beruht, so haben wir dagegen Berufung eingelegt.“

„Ich verstehe Sie, sagte Senta bitter. Sie halten mich moralisch für schuldig.“

Dr. Wangemann machte eine abwehrende Bewegung.

„Ich bin nicht Ihr Beichtvater, gnädige Frau, sondern lediglich Ihr Rechtsbeistand und selbstverständlich Ihr Freund. Als beides weise ich darguf hin, daß ein Urtheil, gegen welches Berufung eingelegt worden ist, nicht existiert, solange die Berufungsinstanz es nicht bestätigt hat. Das Berufungsgericht hat aber neue Beweise über den Klagegrund — jene angebliche Eheurung — angeordnet und damit zu erkennen gegeben, daß es die Beweise des Vorderrichters nicht für ausreichend erachtet. Insbesondere hat es die Vernehmung dessen angeordnet, der am besten Auskunft zu geben vermag — Sie wissen, wen ich damit meine, Frau Konsul.“

„Joseph Richter“ — sagte Senta leise. „Er ist nicht aufzufinden, er hat mit seinem Freunde die Flucht ergriffen.“

„Leider — in unserem Sinne gesprochen. Es gibt wahrscheinlich nur einen, der den Aufenthaltsort Joseph Richters kennt, und dieser eine — Dr. Schubert — hält sich ebenfalls verborgen. Die Möglichkeit ist indessen gegeben, den letzteren aufzufinden. Würden Sie das wünschen, Frau Margen?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte die junge Frau und erhob sich unruhig von ihrem Sitz. „Wollen Sie nicht deutlicher sprechen?“

„Wenn Sie befehlen, muß ich es wohl. Was Dr. Schubert ausgesagt hat, wissen wir; das Gericht glaubt ihm nicht und verurtheilt ihn wegen Meineids; was er ausagen würde, wenn wir ihn nochmals vernehmen könnten, das ist vorauszu sehen; er hat seine Strafe weg und würde kein Jota an seinem Zeugniß ändern, aber die Worte eines wegen Meineids verurtheilten Mannes wiegen federleicht. Der andere“ — Dr. Wangemann machte eine Pause und erhob sich ebenfalls von seinem Platz. Er trat neben Senta an das Fenster und blickte hinaus.

Fortsetzung folgt.

Aus
unserm



Koch-
buch.

Liebe Schwester!

Heute sende ich Dir einen einfachen Speisezeittel. Deine Freundin, die Frau Rat, wird sich freuen, daß sie ihr Budget nicht zu belasten braucht. Wenn Du die Farben (Meerfarben)

nicht bekommen kann, so kann man auch einen anderen Weg einschlagen. Sie sind ebenso zu bereiten, wie die im Menü angegebenen Fische.

Bei uns gab es am vorigen Sonntag:

1. Geräucherte Würstchen, Brot und Butter.
2. Geräucherte Meerbarben à la Maitre d'hôtel.
3. Kalbschnitzel auf italienische Weise.
4. Karottensuppe.
5. Blumenkohl nach polnischer Art.
6. Apfelfrüchte mit Orangen.

Zu den Barben wählt man recht frische Fische, welche nicht geschuppt und nicht ausgenommen werden. Man putzt sie nur sauber ab, beschneidet sie, und entfernt die Kiemen. In eine tiefe Schüssel gießt man zwei Eßlöffel Olivenöl und tut eine Messerspitze Salz, etwas Petersilienwurzel, eine abgeschälte und in Scheiben geschnittene Zitrone dazu. In diese Marinade werden die Fische einer nach dem andern gelegt, um etwa 20 Minuten darin zu bleiben. Während dieser Zeit wendet man die Meerbarben häufig um. Dann brät man sie am besten auf dem Grill, der gut mit Öl eingerieben ist, so daß sie an beiden Seiten eine goldgelbe Farbe annehmen; Dabei begießt man ab und zu mit Öl. Es gehört viel Aufmerksamkeit dazu, denn die Fische können leicht anbrennen. Dann tut man etwa 100 Gramm frische Butter in eine Pfanne, gibt etwas Salz, Pfeffer, einen Eßlöffel gewiegte Petersilie und den Saft einer Zitrone dazu und arbeitet alles gut durcheinander, am besten mit einer Gabel. Auf länglicher Schüssel angerichtet, werden die Fische mit Salz überstäubt, dann maskiert man sie mit zerlassener Butter, stellt sie noch einen Moment in den heißen Ofen und schickt sie schnell auf den Tisch.

Kalbschnitzel auf italienische Art. Aus einem derben Stück Kalbsfleisch schneidet man die Schnitzel, die etwa einen Daumen dick sein müssen. Wenn sie leicht geklopft sind, richtet man sie alle zu hübscher Form, salzt und pfeffert sie und würzt noch etwas mit Muskat. In zerlassene Butter getaucht, werden sie in geriebenem Weißbrot, welches mit fein geriebenem Parmesan- käse gemischt ist, hin und her gewälzt, worauf man die Oberfläche mit einem Messer glättet. In einem Schnellbräter erhitzt man einige Eßlöffel Butter, die man an der Seite des Feuers hat zergehen lassen, legt die Schnitzel hinein und läßt sie auf beiden Seiten schnell auf scharfem Feuer schöne goldgelbe Farbe annehmen, um sie dann zur Seite zu stellen und langsam weich werden zu lassen. Dann läßt man in einer Kasserolle etwas Zwiebel, Schalotten, gewiegte Petersilie und Champignons dampfen; ein großes Glas Weißwein wird zugegossen, ein Bouquet aromatischer Kräuter, einige Pfefferkörner und etwas Salz hineingegeben und bis zur Hälfte zum Einkochen gebracht. Die Sauce wird mit Bouillon gemischt, durch ein Sieb getrieben, worauf zwei Eßlöffel Trüffeln, etwas magerer Speck und gekochte Champignons, die in feine Scheiben geschnitten werden, hinzugegeben werden. Beim Anrichten werden die Schnitzel kreuzförmig auf heißer Schüssel angerichtet, die Sauce wird in die Sauce gegossen und das Gericht mit Karottensuppe auf die Tafel geschickt.

Der Blumenkohl nach polnischer Art. Der sauber gewaschene und etwas gewässerte Kohl wird in Salz- wasser weich gekocht und dann auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt. Dann wird er in eine tiefe Schüssel getan und leicht ausgebrückt. In die Pfanne getan, wird er mit fein gewiegter Petersilie und geriebenem Weißbrot überstreut. Dann schlägt man einige Eßlöffel Butter zu Sahne und begießt den Blumenkohl damit. Die Pfanne wird auf das Feuer gesetzt und das Gemüse muß einige Minuten braten. Dann glasiert man die Oberfläche, schüttet den Blumenkohl behutsam aus und gibt ihn in einer heißen Schüssel zu Tisch.

Wenn Du das Menü noch weiter vereinfachen willst, so gib nur:

1. Die Meerbarben;
2. Die Schnitzel auf italienische Weise;
3. den Blumenkohl;
4. Dessert.

Gutes Gelingen wünscht

Deine Tante,



Chinesische Tugendpreise. Nicht nur in Frankreich gibt es einen Tugendpreis, sondern auch in China. Der Kaiser von China, der Sohn des Himmels, der Vater und Mutter aller seiner Untertanen ist, hat auch alle Entscheidung in moralischen Dingen über Wert und Unwert der Chinesen. Seine Macht erstreckt sich selbst auf die Gestorbenen und die Helden der Vergangenheit, und er kann heiligsprechen die Lebenden und die Toten. Ihm allein steht auch das Recht zu, die Tugend zu belohnen, und die geringste seiner Verleihungen ist ein Täfelchen, auf das all-

die Tugenden und die Verdienste des Verstorbenen aufgeschrieben sind. Dies Täfelchen ist ihm nicht nur gehalten, in keinem Hause aufzubewahren, sondern es darf auf einem öffentlichen Platz, auf einem Triumphbogen aus Holz errichten, dessen Dach das Täfelchen ist. Dies ist das allgemein schätzbare Denkmal seiner Tugend. Man meint vielleicht, daß die Armen die Mittel nicht immer dazu haben werden, solch einen Triumphbogen aufzurichten. Aber in China sind die Armen überhaupt nur selten tugendhaft, denn um die rechte Tugend zu erlangen, muß man die Sprache der Weisheit in den Büchern des Confucius und anderer Philosophen gelesen haben. Dazu muß man aber ein gelehrter Mann sein, und dann wird man Mandarin und macht sein Glück. Die höhere Auszeichnung besteht in einem Täfelchen, das von der Hand des Kaisers selbst geschrieben ist. Die höchste Auszeichnung des Tugendpreises verschafft dem glücklichen Besitzer auch den Titel eines Doktors und den Zutritt zur Akademie; dieses führt in China den poetischen Namen „der Wald der Pinsel“, was soviel heißt wie „der Wald der Federn“. Nicht nur die Tugend wird im Reiche der Mitte belohnt, sondern auch die Langlebigkeit und die Nachkommenschaft. So ist die höchste der Segnungen in China und das Zeichen des glücklichsten Alters, „fünf Generationen in einem Zimmer um sich zu vereinen“. Eine Frau in Kanton, die 1891 schon hundert Jahre alt war, bekam einen Tugendpreis, weil sie sechs Söhne, vierzig Enkelkinder, 121 Urenkel und zwei Urenkel aufweisen konnte. Doch der Tugendpreis ist in China auch auf billigere Weise zu erhalten. Wie man bei uns häufig durch große Wohlthatigkeiten einen Orden erlangen möchte, so genügen schon 1000, höchstens 3000 Taels, die man den Armen gibt, um ein gewöhnliches Täfelchen zu erhalten, und dann läßt man sich mit großem Prunk einen Triumphbogen aufrichten. Die Gemahlin Kung-Tschang, die Kaiserin, darin ist, erwirbt sich diese Ehre für eine solche Summe. Für 10 000 Taels, die den Armen gespendet werden, erhält man die zweitgrößte Auszeichnung, und der Kaiser adelt den Spender und seine Nachkommen bis in die dritte Generation. Für 20 000 Taels erhält man die Pfauenfeder, und damit beginnt man schon, die Staffel der höchsten Ehren zu ersteigen. So dient der Tugendpreis vielen reichen Leuten dazu, ihre Eitelkeit zu befriedigen, doch auch die Witwen, die dem gestorbenen Gatten durch Selbstmord in den Tod nachfolgen, erhalten nachträglich einen Tugendpreis.

Der Türke zu Hause. Bei der Aufmerksamkeit, die die Vorgänge auf dem Balkan in Anspruch nehmen, darf die Schilderung eines englischen Reisenden, der aus eigener Beobachtung den türkischen Bauern kennen und seine Tugenden schätzen gelernt hat, besonderes Interesse beanspruchen. Man wird den Tärken selten gerecht, schreibt er, weil man nicht viel über sie weiß; wenn man den türkischen Bauern beobachtet würde, der durch die Berührung mit dem Abscham der Zivilisation in Konstantinopel noch nicht befeckt ist, so würden im Abendlande viele Erzählungen über ihn nicht so leichtgläubig aufgenommen werden. Natürlich hat auch der Türke seine Fehler; aber da von diesen so häufig die Rede ist, so mögen auch einmal seine Tugenden ausgehört werden. Durch das Leben des Tärken zieht sich von der Wiege bis zum Grabe wie ein goldener Faden die Religion. Er beobachtet unentwegt die strengen, von Mohammed gegebenen Vorschriften, in der sicheren und gewissen Hoffnung, daß sein Gehorsam im Paradiese belohnt wird. Dieser Glaube verleiht dem türkischen Bauern die einfache Würde, die sein Dasein oft so reizvoll macht. Er schämt sich seiner Religion nie. Zu den festgesetzten Stunden findet man gewissenhafte, ja andächtige Gebetstunde in den Moscheen. Wenn die Gebetsstunde schlägt, während der Sultan einen Gesandten empfängt, so wird die Audienz so lange unterbrochen, bis der Sultan sein Gebet gesprochen hat. Eines Abends fuhr ich auf einem Dampfer, der mit Schafen beladen war, über das Marmarameer. Die Schäfer bildeten eine lange Reihe, und so knieten alle vor dem Allmächtigen auf einer Gebetmatte, die, nach Mekkaweisend, im Heck des Schiffes lag. Ich schämte mich wegen meines eigenen Erschlommens darüber, daß Männer etwas Derartiges tun konnten. Infolge seines unbefangenen Glaubens ist der türkische Bauer fleißig, mäßig und zufrieden. Allahs Wille ist es, daß er schwer arbeiten muß, um dem fargen Boden seinen Lebensunterhalt abzurufen; aber die Belohnung ist gewiß. Diese Gewißheit gibt dem arbeitenden Tärken seine Gelassenheit und das Gefühl seiner bewußten Überlegenheit. Es ist für ihn völlig sicher, daß er ein besserer Mann als sein christlicher Nachbar ist. Und doch ist er durchaus bescheiden. Der Prophet verlangt Reinlichkeit. Jeder religiösen Übung geht, wo das möglich ist, eine Waschung voraus, wie die Verbengungen wirklich Körperliche Übungen sind. Eines Tärken Haus ist sehr rein, in starkem Kontrast zu den Häusern der ihm gleichstehenden Griechen und Armenier. Seine Küche würde eine Holländerin befriedigen, seine Kessel sind immer gepuht. In den ländlichen Bezirken ist Mäßigkeit die Regel und nicht die Ausnahme. Selbst in den Städten brauchen die meisten Tärken spärlich Reizmittel. Treue, Geduld, Gehorsam, Mannesmut sind dem Tärken angeboren; darum sind die osmanischen Heere immer furchtbar, oft unüberwindlich gewesen. Selbst in christlichen Dörfern ist der „bekir“, der Dorfpolizei, immer ein Tärke; denn die Christen ziehen ihn als einen vertrauenswürdigen Beamten vor. Das häusliche Leben der Tärken der armen oder Mittelschichten ist oft

...wusste, dass er ein einziges Kind, sein einziges Kind, da es sehr dem Vater ähnlich war, liebte, wie ihn etwas zu den Zerküngen
 fassen. Er meinte bitterlich: „Als wir ihm die üblichen Erbs-
 worte sagten, rief er: „Das ist es nicht. Ich denke an mein armes
 Weib. Wie kann sie es jemals ertragen?“ Einmal lud mich ein
 Pascha zu sich ins Haus. Nachdem wir uns zum Kaffee und
 Rauchen niedergelassen hatten, öffnete sich die Tür, und ein ernster
 kleiner Junge trat an der Hand seiner noch ernstern Schwester
 ein. Nachdem die üblichen Salams ausgetauscht waren, führten
 die Kinder auf den Vater ein. Der Knabe zog die Uhr heraus
 und öffnete sie, das Mädchen machte eine Kränze auf ihres Vaters
 Bart. Aber am lärmendsten und heitersten war der Vater. Diese
 Vorfälle sind typisch, wie man mir sagte, aber das häusliche
 Leben in der Türkei ist so abgeschlossen, daß man selten davon
 erfährt. In der Gastfreundschaft übertreffen die Türken alle
 anderen Völker. Bei Reisen ins Innere bieten einem die Wachen
 ein Gericht aus ihrer rohen Feldküche an. Einst war ich bei einem
 hohen Hofbeamten zum Frühstück gebeten. Er trank Wein, und
 ich hatte von dem seltenen und köstlichen Rheinwein gehört, den
 er uns vorsetzen würde. An jenem Tage war auch ein fanatischer
 Priester da, so daß der gute Pascha keinen Wein trank; aber für
 seine Gastgebe gab es zwei Kränze des köstlichen Weines; als wir
 ihn lobten, sagte er traurig: „Es sind meine letzten Gläser.“
 Wer würde sonst noch einem Fremden, der ihn gelegentlich be-
 suchte, seinen besten Wein geopfert haben? Ich habe mit Türken,
 die keine Beamten waren, geschäftlich viel zu tun gehabt und
 niemals jemand getroffen, der sein Wort gebrochen oder etwas
 wie Gaunertum verjagt hätte. Und die Beamten sind nicht halb
 so korrupt, wie man gewöhnlich glaubt. Vatschisch ist natürlich
 üblich, aber wer eben das Vatschischgeben als landesüblichen
 Brauch ansieht und nicht extravagant gibt, wird niemals im Stich
 gelassen werden.



Wasserspiegelungen. Die Spiegelbilder im Meer
 flüssen und Seen haben eine bedeutende Anziehungskraft auf
 das Auge des Menschen, und ihr Studium hat auch einen be-
 sonderen Reiz, denn erstens führt es uns in die freie Natur,
 zweitens bietet es uns Effekte von oft überraschender Schönheit,
 und schließlich können die Beobachtungen meist nach wenigen
 Grundsätzen erklärt werden. Ein tüchtiger Naturforscher, der Eng-
 länder Pollock, hat ein prachtvolles Werk über Licht und Wasser
 veröffentlicht, das eine Untersuchung über die Spiegelungen und
 Farben in flüssigen, Seen und im Meer enthält und nicht nur
 von großem wissenschaftlichen Interesse, sondern auch von her-
 vorragendem künstlerischen Wert ist. Das behandelte Gebiet ist
 eigentlich ganz neu in der Literatur, denn mit Ausnahme einiger
 Stellen in den Werken von Ruskin dürfte kaum etwas über diesen
 Gegenstand geschrieben worden sein. Der Zweck des Werkes
 ist eigentlich, Künstlern in ihrem Studium der Natur Anregung
 und Unterstützung zu geben, aber jeder Naturfreund und jeder
 Naturforscher wird daraus Belehrung schöpfen. Um die Spiege-
 lungen im Wasser genau zu beobachten, ist eine Art von wissenschaft-
 lichem Verfahren unerlässlich. Sogar in stillem Wasser fallen
 diese Spiegelungen anders aus, als sie der ungeübte Beobachter
 erwarten würde. Die Spiegelung ist im allgemeinen allerdings
 ein Gegenstück zu dem eigentlichen Gegenstand, nicht selten aber
 bietet sie einen ganz verschiedenen Anblick. Eine der auffälligsten
 Erscheinungen ist die Spiegelung eines Regenbogens in einem See,
 die einen ganz anderen Bogen erblicken läßt, als den durch das
 Auge direkt beobachteten. Noch verwickelter werden die Eigen-
 schaften der Spiegelbilder in bewegtem Wasser. Ohne eine Spur
 von wissenschaftlicher Erziehung wird ein Künstler darin kaum
 eine naturgetreue Auffassung gewinnen und eine entsprechende
 bildliche Darstellung wiedergeben können. Diese Spiegelungen
 erfahren nämlich in jedem Augenblick Veränderungen, zu denen
 man eine Art von Schlüssel haben muß, ohne den sich unharmonische
 Wirkungen im Bilde nicht vermeiden lassen. Pollock zeigt an
 trefflichen Photographien, daß bei bewegtem, aber auch bei stillem
 Wasser die Einzelheiten des Spiegelbildes sich mit den Gegen-
 ständen auf und über der Erdoberfläche, also mit den Bergen,
 Wäldern und Wolken, auf den ersten Blick oft gar nicht zusammen-
 reimen lassen. Auf einer dieser Photographien beispielsweise
 ist zu bemerken, daß sich der Turm einer Kirche
 im Spiegelbild des dichtbenachbarten Sees wiederfindet, das
 Gebäude der Kirche aber nicht, und ebenso wenig der hügelige,
 waldbewachsene Hintergrund. Der schwierigste Teil solcher Unter-
 suchungen ist die Beobachtung der Farben in den Spiegelbildern.
 Man kann überhaupt nicht voraussagen, welche Veränderungen
 die natürlichen Farben des Himmels, der Bäume, der Berge
 und anderer Gegenstände in einem Gewässer erleiden werden.
 Die tatsächliche Farbe des Wassers ist zum Teil abhängig von
 dem auf seine Oberfläche fallenden und von ihr zurückgewor-
 senen Licht, teilweise von dem durch kleine auf dem Wasser
 schwimmende Teilchen verstreuten Licht, teilweise von der eigen-
 tümlichen Farbe des Wassers selbst, teilweise von der Farbe der
 Steine, des Sandes oder des Schlammes auf dem Boden des
 Gewässers, endlich von den vorhandenen Gegenständen der Farben-
 verteilung in der Umgebung. Namentlich am Meeresufer lassen
 sich bekanntlich die wunderbarsten und mannigfaltigsten Beobach-
 tungen darüber anstellen. Ueber die Entstehung der verschiedenen
 Farben der Gewässer hat übrigens auch die Wissenschaft noch
 sehr viele Fragen zu stellen.



Die Kinderzucht im alten Frankreich. „Hast
 du deine Kinder lieb, so züchtige sie!“ Es gab eine Zeit, wo
 man dieses Wort der Bibel so auffaßte, als sei eine Erziehung
 ohne Stock, Peitschen oder Rutenschnur unmöglich, weshalb
 denn auch im Mittelalter die körperliche Züchtung nicht allein
 als Strafe, sondern auch als Vorbeugungs- und Anregungsmittel
 für die Jugend an der Tagesordnung war. Namentlich das
 alte Frankreich konnte sich dieses Brauches rühmen. Es gab dort
 Schulen, deren Zöglinge grundsätzlich jeden Sonnabend geüchtigt
 wurden, und ein Pariser Geschichtsschreiber sagt, der einzige Unter-
 schied zwischen der Erziehung des 14. und 15. Jahrhunderts
 bestünde darin, daß in diesem die Peitsche um ein Drittel länger
 sei als in jenem. Aus einer Beschreibung der Hausordnung
 im Collège von Montaigu, das nur Söhne aus vornehmen Fa-
 milien aufnahm, geht hervor, daß die Schüler dieser Anstalt
 zweimal am Tage geschnitten wurden. Man schien der Ansicht
 zu halben, daß die Arbeit eine Last sei, daß man nur durch
 Zwang etwas lernen könne, und daß der Unterricht, um wirksam zu
 sein, seine Schreckenstheile haben müsse. Aber nicht allein in
 der Schule, sondern auch zu Hause wurde kräftig geprügelt,
 und junge Herren und Damen der höheren Stände, ja Prinzen
 von Geblüt kamen bis ins 18. Jahrhundert an häufigen körperlichen
 Züchtigungen nicht vorbei. Margarete von Valois, die Gemahlin
 Heinrichs IV., gesteht in ihren Memoiren, ihre Kenntnisse des
 Griechischen und Lateinischen nur dem Umstände zu verdanken,
 daß sie „wie ein Mann“ gepeitscht worden sei. Ihr Gemahl schrieb
 an die Erzieherin des Dauphins, Frau de Montglas: „Ich habe
 als Kind viele Schläge bekommen und befohle Ihnen, meinen
 Sohn jedesmal zu prägen, wenn er halbsüchtig sei oder etwas
 Böses tun sollte.“ Der spätere König Ludwig XIII. brauchte sich
 denn auch über Mangel an Hieben nicht zu beklagen. Es besaß
 noch ein Verzeichnis sämtlicher Strafen, die er bis zu seinem
 15. Lebensjahr erhalten hat. Die Liste beginnt mit folgender Ein-
 tragung: „Am 9. Oktober 1603 zeigte sich Monseigneur, als er um
 8 Uhr geweckt wurde, eigensinnig und wurde geüchtigt.“ Monseig-
 neur zählte damals 2½ Jahre. Aus dem Verzeichnis ergibt sich
 des weiteren, daß der Dauphin in der Folge jeden Monat zwei-
 bis viermal seine Bekanntschaft mit dem Stock erneuerte, u. a.
 noch am 22. Mai 1610, also 12 Tage nach seiner Proklamierung
 zum Könige. Ludwig XV. ging es als Dauphin nicht besser,
 wie daraus hervorgeht, daß Frau de Caylus, durch die Leiden
 des Prinzen gerührt, die Marquise von Maintenon schriftlich
 bat, ihm „die allzu häufigen und allzu heftigen Rutenschnüre zu
 ersparen“. Jede Schule besaß zu damaliger Zeit mehrere Werk-
 zeuge zur körperlichen Züchtung. Bald wurde die wirkliche
 Peitsche, bald die Weiden-, bald Lederrote angewandt. Für die
 Züchtung bestanden besondere Vorschriften. Schläge ins Ge-
 sicht, Fußtritte und andere Gewaltthatigkeiten waren verboten. Aber
 man kam auch auf dem erlaubten Wege weit genug. So erzählt
 Saint-Simon, daß der junge Herzog von Vauflours infolge einer
 Züchtung nach vier Tagen starb.

Die Stednadel.

Wer vermöchte wohl immer die geheimen Triebfedern der
 menschlichen Handlungen zu erkennen?

Vor dreißig Jahren ging ein armer Knabe eines Tages
 zur Schule und sah vor sich auf dem Pflaster eine Stednadel
 liegen. Er blieb stehen, nahm die Nadel vom Boden auf und
 steckte sie vorsichtig und sorgfältig an seine Bluse.

Ein reicher Mann, der zufällig vorüberging, hatte das
 Um des Jungen beobachtet. Es hatte einen starken Eindruck
 auf ihn gemacht. Er ließ den Knaben ausbilden, nahm ihn
 in sein Bankgeschäft und nach einigen Jahren adoptierte er
 ihn.

Der Bursche, früher arm wie eine Kirchenmaus, ist heute ein
 vielfacher Millionär. Vor einigen Tagen erhob er an seiner
 Kasse zu seinem persönlichen Gebrauch zwanzigtausend Mark und
 schenkte sie seinem früheren Schullehrer, der im Kampf ums
 Dasein keinen Erfolg gehabt hatte.

„Alles, was ich heute besitze“, sagte er, „verdanke ich Ihnen,
 Herr Lehrer.“

„Wieso?“ fragte dieser erstaunt. „Ich verstehe nicht recht.“

„Die Sache ist sehr einfach“, antwortete der Multimillio-
 när. „Wenn ich Sie vor dreißig Jahren in der Schule nicht
 so gehaßt hätte, würde ich niemals die Stednadel aufgehoben
 haben. Ich hatte die Absicht, sie Ihnen in den Stuhl zu stecken,
 mit der Spitze nach oben.“

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.